

forschte Lord Champney, Ames anstarrend, als ob er seine Seele prüfen wollte.
"Gewiß!" antwortete Ames, dessen Gesicht sich erheiterte. "Ada hat mich ermahnt, und ich glaube, daß sie meine Liebe erwidert. Ich weiß, daß Sie nicht Ada's Vormund sind, aber sie lebt in Ihrem Hause, und deshalb bitte ich Sie, wie ich Barbara gebeten habe, um Ihre Einwilligung."
Argwöhnisch wie Lord Champney war, konnte er diesem Sachverhalt nicht recht trauen. Sein Gesicht erröthete und seine Augen irrten unruhig umher.
"Meine Einwilligung sollen Sie haben, wenn Ihnen dieselbe etwas nützen kann," bemerkte er. "Wünscht Barbara Ihre Heirath mit Ada?"
"Sie wünscht dieselbe nicht nur, sondern freut sich auch von Herzen dazu," erwiderte Ames. "Sie hat mich zu meinem gegenwärtigen Besuch eingeladen, damit ich Gelegenheit fände, Ada näher kennen zu lernen und sie zu gewinnen. O, Mylord, ist sie nicht das reizendste, lieblichste Geschöpf, welches man sich denken kann?"
"Wer? Barbara?" rief auffahrend Lord Champney.
"Nein — Ada. Barbara ist eine blendende Schönheit, aber sie besitzt nicht Ada's Liebenswürdigkeit."
Lord Champney wandte sich ab, verdrießlich hin- und hergehend. Ames beobachtete ihn sorglos, ein triumphirendes Lächeln spielte um seinen Mund.
Nach einer Weile kehrte Lord Champney zurück.
"Ames," sagte er kurz, "ich hatte die Vermuthung, daß Sie Barbara einst liebten. Thaten Sie das?"
"Ich liebte sie, wie ein Bruder seine Schwester liebt — nicht anders," antwortete Ames bestimmt. "Als Sie Barbara heiratheten, war sie nicht viel mehr als ein Kind, und als Sie dieselbe verließen, war sie kaum achtzehn Jahre alt, und ich war noch nicht zwanzig. Ich war also noch zu jung, um an Liebe zu denken, obwohl Sie mir die Ehre erwiesen, auf mich eifersüchtig zu sein," fügte er lächelnd hinzu. "Ich war damals auf der Universität, aber ich kann das Erstaunen nicht vergeßen, welches mich erfaßte, als ich hörte, daß Sie als Gesandtschafts-Attaché nach Deutschland gingen. Später wurden Sie selbst Gesandter. Sie müssen zum Diplomaten geboren sein, Champney, sonst würden Sie nicht Heirath und Freunde aufgegeben haben, um dem Vaterland so viele Jahre zu dienen."
"Sie sind im Irthum," sagte mit bitterem Lächeln der Lord. "Ich war zu einem häuslichen Leben geschaffen. Sie finden keinen Mann, der seine Heimath mehr würdigt, als ich; aber wie Jener, der das Lied 'von der lieben Heimath' sang, bin auch ich mein Leben lang heimathlos gewesen."
"Es ist nicht zu spät, um das Versäumte nachzuholen," warf Ames hin.
Der Lord schufzte.
"Für mich ist es zu spät," rief er, "zu spät! Das sind die trostlosesten Worte, Ames. Zu spät."
"Wenn sie zutreffen, bei Ihnen aber sind sie nicht zutreffend. Der unglücklichste Mensch ist derjenige, welcher sich selbst unglücklich macht. Lieben Sie Barbara nicht?"
"Ob ich sie liebe? Ja! tausendmal mehr, als meine eigene Seele!" rief leidenschaftlich Lord Champney. "Ames, als ich Sie um diese Unterredung bat, war es meine Absicht, Ihnen Vorwürfe zu machen und mit Ihnen zu streiten, weil ich glaubte, ich gestehe es beschämt, daß Sie ein Liebesverhältnis mit meiner Frau unterhielten. Ich bin eifersüchtig, und diese Leidenschaft macht mich argwöhnisch und thöricht. Ich habe meiner Frau Unrecht gethan durch meine Behandlung und Vernachlässigung; aber ich habe sie geliebt und bin ihr treu geblieben all die Jahre hindurch, keinen Augenblick hat sich mein Herz von ihr gewendet; ich habe sie höher geschätzt als alle andere Frauen, obwohl ich sie für mich verloren hielt. Oft habe ich zu ihr zurückzukehren und sie um Verzeihung bitten wollen, aber eben so oft entschloß ich mich, noch zu warten, in der Hoffnung, sie würde zu mir kommen, — aber ich wartete vergebens. Mein Haar beginnt grau zu werden und auf meiner Stirn zeigen sich bereits Furchen, ich habe in dieser Zeit offenbar gealtert, während sie in der herrlichsten Blüthe ihrer Schönheit steht. Es ist zu spät, Ames! Wenn sie mich jemals geliebt hat, so ist ihre Liebe geschwunden. Keine Liebe konnte eine solche Behandlung vergeßen! — Doch ich würde sterben, wenn ich dadurch ihre Liebe wiedergewinnen könnte!"
"Warum fagen Sie ihr dies nicht?" fragte Ames in mittheilendem Ton. "Ich kenne Barbara sehr wohl. Sie hat eine vornehme, stolze Natur, aber ein edles, treues Herz, und ich glaube, sie liebt Sie noch, trotz Allem, was vorgefallen ist. Wenn eine Frau, wie Barbara, liebt, liebt sie für immer."
Lord Champney schüttelte den Kopf.
"Ich habe es ihr gesagt; ich habe mein Herz zu ihren Füßen gelegt und sie um Verzeihung gebeten."
"Und sie?"
"Sie stieß mich von sich, wie ich es vielleicht verdient habe, sie sagte mir, ich hätte sie zehn Jahre ohne sie geliebt und könnte nun auch ohne sie bis an mein Ende leben. Ich hätte ihr zu Füßen fallen können, aber sie wies mich schroff zurück."
Willard Ames fühlte tiefes Mitleiden mit dem unglücklichen Manne. Er ergriff dessen Hand und sagte tröstend:
"Haben Sie Geduld, Champney, sie wird milder denken."
"Nie, nie!" sie sagte, es liege ein Grab zwischen uns — das Grab unseres Kindes. Diese Grausamkeit kann sie mir nimmer vergeben. Sie wissen, daß Barbara nach der Geburt unseres Kindes krank war und das kleine Geschöpf auf das Land zur Erziehung gebracht werden mußte. Als Barbara beinahe wieder hergestellt war, fand ich in ihrem Schreibpult ein Packet Liebesbriefe, unterzeichnet mit Ihrem Namen —"
"Ich habe sie nicht geschrieben, Champney. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nie eine Zeile an Barbara geschrieben habe, die Sie nicht hätten sehen können."
"Die Briefe waren in einer Weise geschrieben, wie sie ein leichtsinniger Jüngling an eine Frau schreibt, die mit ihm im Einverständnis lebt und ihres Mannes überdrüssig ist. Diese Briefe machten mich rasend und hatten unsere Trennung zur Folge. Ehe ich das Land verließ, wollte ich das Kind Barbara zurückbringen; aber es war todt — und sein Grab liegt zwischen uns. Hätte ich es zurückgeholt, als sie mich darum bat, wäre es vielleicht jetzt noch am Leben — ein Bild weiblicher Anmuth. Ames, ich habe auch geweint und getrauert über diesen Verlust, denn kein Vater kann so leicht den Verlust eines Kindes vergeßen, aber meine Trauer war schwach und nichtsagend gegen die Barbara's."
"Arme Barbara!" stieß Ames hervor. "Ich weiß, daß

sie alle diese Jahre um ihr todttes Kind getrauert hat. Aben. Sie können sie trösten Champney; Ihre gemeinsame Trauer sollte das Band sein, welches sie beide wieder verbindet."
"Barbara kann mir nicht vergeben. Sie sagte, wenn ich ihr das Kind zurückbringe und in ihre Arme legen könne, wolle sie mich wieder als ihren Gatten betrachten. Und ich weiß, daß dieses Grab immer zwischen uns sein würde, wenn sie mir auch vergiebt. Sie leben also, Ames, wie hoffnungslos ich bin."
Willard legte seinen Arm in den des Lords, und Beide schritten langsam den Pfad entlang zwischen den duftenden Blumen und Sträuchern.
"Sie werden zu Saltair bleiben?" forschte Ames.
"Ja, Barbara kann mir das Obdach in ihrem Hause nicht verweigern, und ich kann mich nicht wieder von ihr trennen."
"Sie thun recht daran, hier zu bleiben; Ihre Gegenwart ist ein Schutz für Ihre Gattin. Haben Sie keine Vermuthung, wer die Briefe geschrieben haben kann, welche die Ursache dieses ganzen Unheils sind?"
"Nein, ich habe keinen Feind, wenigstens hatte ich zu jenen Zeiten keinen."
"Aber Barbara möchte einen gehabt haben," wendete Ames ein. "Wollen Sie mir erlauben, offen zu sprechen?"
"Gewiß, sprechen Sie."
"Nun denn, Champney, wer würde das meiste Interesse haben an einer Scheidung zwischen Ihnen und Ihrer Gattin? Wenn, wenn Sie ohne Leibeserben bleiben, würden Ihre Titel und Güter zufallen?"
"Meinem Cousin Felix Warner."
"Ganz recht. Kann Felix Warner nicht der Urheber all' dieses Kammers sein?"
Lord Champney erschrak, sein Gesicht wurde bleich.
"Unmöglich!" rief er aus. "Felix hat nie etwas gegen Barbara gesprochen, im Gegentheil, er hat oft ausgesprochen, daß er sie für unschuldig halte. Nein! Er ist der treueste Freund, den ich auf Erden habe! Sie kennen Felix nicht!"
(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Budapest. An ein schreckliches Ereigniß, das sich vor einigen Jahren zwischen Palle und Cöthen zugetragen hat, erinnert folgende Meldung: Ein Personenzug der ungarischen Bahn wurde von der Station Veges-Mihalyi nicht auf dem unter normalen Verhältnissen benutzten, aber mit Schnee verwehtem Geleise, sondern auf dem andern, "unrichtigen" Geleise nach Beleite abgelassen. Während dieser Zeit waren in der Nähe dieser Station 40 bis 45 Schneehäufel damit beschäftigt, das "richtige Geleise", auf dem der Personenzug erwartet wurde, zu säubern. Als nun der Zug das vorgeschriebene Signal gab, zogen sich die Arbeiter vom richtigen Geleise auf das unrichtige zurück. Es folgte eine entsetzliche Schreckensscene. Trotzdem der Zug sofort stehen blieb, war an Hilfe nicht zu denken. Viele Arbeiter wurden buchstäblich zerstückelt, andere schwer verletzt, so daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird, und die übrigen erlitten leichtere Verletzungen.

— Petroleum als Waschmittel. Folgende Mittheilung aus der Praxis bringt die Zeitschrift "Für's Haus": Sehr schön weiß wird die Wäsche, wenn man dem Waschwasser etwas Petroleum zusetzt; dabei geht die Reinigung schneller als sonst von statten. Auf je eine Gießkanne, 2 l Wasser, nehme man 2—3 Eßlöffel Petroleum und knapp 250 g geschliffene Seife, bringe diese Lauge zum Kochen, lege dann die trockene schmutzige Wäsche hinein, lasse sie 20 Min. kochen, nehme sie heraus, wobei man sie etwas ablaufen läßt, um die Lauge nochmals zu verwenden, und lege sie in heißes Wasser. Aus diesem wird die Wäsche rein herausgewaschen und ins Spülwasser gelegt, in welchem sie über Nacht liegen bleibt. Am nächsten Morgen wird sie gespült, gebügelt und auf die Leine gebracht. Gut ist es, die Wäsche noch einige Stunden zu bleichen; man kann sie dann von neuer Laune unterscheiden. Nach zweimaliger Wäsche werden selbst vergilbete Wäschestücke vollkommen weiß. Diese Art zu waschen schadet der Wäsche durchaus nicht, sie wird im Gegentheil dadurch sehr geschont und ist vollständig geruchlos.

— Der Einfluß des Waldes auf die Bitterung. Oberforstmeister Dr. Dantelmann-Eberowalde hat in einem Vortrage darauf hingewiesen, wie neuerdings der Werth des Waldes bezüglich seines Einflusses auf die Fruchtbarkeit einer Gegend unterschätzt werde, während früher häufige Ueberschätzungen vorgekommen seien. Man suche jetzt nachzuweisen, daß der Wald auf die Regenmenge so gut wie gar keinen Einfluß habe. Das Gegenheil sei kürzlich in exakter Weise in dem zur Lüneburger Heide gehörigen Provinzialforst Umgel, der seit 1877 aufgeforscht ist, nachgewiesen worden. Bei den dortigen Untersuchungen der Niederschlagsmenge habe sich das interessante Resultat herausgestellt, daß sich infolge der Aufforstung die Niederschlagsmengen, verglichen mit denen der weiteren Umgebung, wo keine Veränderung in der Bewaldung vorgekommen ist, seit dem Jahre 1882 von 81,5% bis zum Jahre 1888 auf 104% gehoben haben, indem eine jährlich fortschreitende Vermehrung der Niederschläge lediglich infolge der Bewaldung stattgefunden habe. Ein gleich exakter Beweis über den Einfluß des Waldes auf die Regenmenge sei bisher noch nicht geliefert worden. — Der Einfluß des Waldes auf die Bitterung liegt besonders darin, daß er das Klima mildert. Vom Walde strömt des Nachts wärmere Luft ins freie Land, weil er in seinem Humusboden die Wärme länger zurückhält und sie Abends nicht so schnell der Luft abgiebt. So kühlt der Wald auch die nächstliegenden Kulturen (Obstbäume, Reben) vor Spätfrost. Er mildert die Hitze, indem an heißen Tagen kühlere Waldluft ins Freie hinausströmt, denn der feuchte Boden und die Blättermasse dampfen viel Wasserdunst aus, der die Luft abkühlt. Er zieht Tau und Nebel an und verunstet wieder viel Wasser zur Bildung neuer Niederschläge. In waldarmer Gegenden kann es auch große Regennengen geben, aber in anhaltendem Regenwetter, auf welches dann anhaltende Trockenheit folgt. Der Wald bricht die Gewalt der Stürme, Wollenbrüche, Gewitter und Hagelschläge. Die bewaldeten Berge und Hügel schützen wie eine Mauer gegen die Orkane; sie schützen auch gegen die rauhen Nord- und Nordostwinde. Bei Wollenbrüchen an Hügel- und Bergen hält der Wald das Wasser auf, damit es nicht so schnell in die Tiefen strömt, Rinne- und Boden- und Kulturland mit Geschiebe überflutet. Gewitter und Hagelschläge erfahren oft über dem Wald die erste Abkühlung und haben dann an verheerender Macht für Feld und Dorf verloren.

— Pflanzenstübe "Ideal". Unter dieser Benennung ist von der Firma Richard Meyer in Stettin eine aus gewundenem Draht bestehende Stübe in den Handel gebracht worden, die wegen ihrer Zweckmäßigkeit viel Anklang bei den Blumenfreunden finden wird. Ihre Vorzüge sind folgende: Während die bisherigen Stüben, wie Stäbe aus Holz, Glas u. s. w., bei Topfgewächsen stets in den Pflanzentopf und nahe am Stamm der Pflanze gesteckt werden mußten, wobei es beim Hineinstecken in die Erde ohne Beschädigung der Wurzeln nicht abging, fällt dieser Uebelstand bei der neuen Stübe gänzlich weg, denn diese wird nicht in den Topf gesteckt, sondern am Rande desselben angeklammert; damit aber selbige nahe der zu stützenden Pflanze komme, macht diese Drahtstübe an ihrem unteren Theile ein Knie, welches, je nach Bedürfnis mehr oder weniger gebogen oder auch in Form eines Winkels gebracht werden kann. Weil nun das Material nicht wie bei Holzstäben aus Holz, sondern aus Draht besteht, so ist ein Verwesen derselben ausgeschlossen, sie hat darum vor solchen einen Vorzug, indem letztere in der Erde verfaulen, morisch werden und dann der Pflanze keinen Halt oder Stütze mehr bieten. Das äußere Aussehen spricht gleichfalls für diese neue Pflanzenstübe. Nach den und vorliegenden Mustern sind die Pflanzenstüben grün oder braun angefrücht und stark genug, um halbhohe Topfgewächse als Halt dienen zu können, ganz besonders sind sie bei der Kultur von knollen- und zwiebelartigen Gewächsen, die meist einen großen Theil des Topfes ausfüllen und wo Holzstäbe zu weit vom Blüthenstamm in den Topf gesteckt werden müssen, zur Benutzung zu empfehlen. Jedenfalls dürften von genannter Firma auch noch größere Pflanzenstüben für höher wachsende Topfpflanzen angefertigt werden. Der Preis ist, wie Stüben von Draht schon vermuthen lassen, ein niedriger, sodaß ein Versuch mit nur wenigen Kosten verknüpft ist. Man kann diese Pflanzenstüben "Ideal" schon durch jedes bessere Blumengeschäft beziehen, oder wenn sie irgendwo nicht erhältlich sein sollten, sich direkt an den Erfinder und Fabrikanten Richard Meyer in Stettin, Giebelschtrasse 5, oder an dieselbe Adresse nach Chemnitz, Gartenstraße 14, wenden, bezw. Preise und Prospekte verlangen, die unentgeltlich und frei verabreicht werden.

— Frauen über die Ehe. Eine Anzahl hervorragender Frauen haben, einer Aufforderung des "N. N. 3." folgend, sich über die Ehe in ernster, auf Erfahrungen gegründeter Weise ausgesprochen. Frau Minna Gauer in Berlin sagt u. A.: . . . Die Ehe zu einem hohen geistigen Uebung zu machen, liegt in der Hand der Frau, wenn sie für ihre wirthschaftliche und geistige Befreiung arbeitet. Die Mehrzahl der jetzigen Ehen ist eine Lüge und eine Heuchelei. Das offen zu bekennen, ist unsere erste Pflicht. Wir gehen auch hinsichtlich der Ehe einer anderen Weltanschauung entgegen; von dem Muth der Frau und ihrer Energie wird es abhängen, die Ehe zu einer heiligen und sittlichen zu gestalten. Frau Amalie Joachim schreibt: Ueber die "Ehe" haben wohl schon tausend klügere Köpfe als meiner ich nachgedacht und ihren Gedanken Ausdruck gegeben. Ich meine — und viele schwere Stunden haben diese Meinung in mir gefestigt, daß nur die Ehe annähernd eine vollkommene ist, in welcher jeder Theil anstrebt, nicht glücklich zu werden, sondern glücklich zu machen. — Behnützig berührt die Ausfertigung von Anna Schramm, der früher so beliebten Soubrette des Wallnertheaters: Nach den trübten Erfahrungen, die ich in der Ehe gemacht, sage ich: "Heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser!" — Charakteristisch im Hinblick auf Bebel's Buch: "Die Frau" ist die Zeitschrift von Frau Natalie Liebknecht, der Gattin des sozialdemokratischen Abgeordneten. Sie schreibt: "Die Ehe ist ein naturnothwendiges Verhältnis, das durch unsere heutigen Gesellschaftszustände von der besitzenden Klasse in der Regel zu einem Geschäft herabgewürdigt und bei der arbeitenden Klasse, wo man in der Regel nach Neigung heirathet, durch den wirthschaftlichen Druck verflümmert, gestört und nur zu oft zerstört wird. Erst in einer Gesellschaft, welche all' ihren Gliedern wirthschaftliche Unabhängigkeit und die Möglichkeit höchster geistiger und sittlicher Bildung gewährt, und Mann und Frau gleichberechtigt neben einander stellt, kann eine freie Gattenwahl stattfinden und die Ehe das sein, was sie sein soll, eine reine Quelle des Glückes für Mann und Frau und die unerschütterliche Grundlage einer vernünftigen Gesellschaftsordnung."

— Heirathsmarkt. In Ems existirt noch eine Sitte aus einem früheren Jahrhundert, die heute noch hochgehalten wird. Alle zwei Jahre werden am Spätherbst sämtliche ledige Personen beiderlei Geschlechts, häßliche und schöne, alte und junge, zusammengestellt und nachher öffentlich ausgelost. Auch dieses Jahr kam die Verlosung an die Reihe. Jeder Ledige ist verpflichtet, einer freundlichen Einladung von seinen Gewonnenen Folge zu geben, wogegen sie verpflichtet ist, ihren vom Schicksal ihr Zugefügten mit Wein, Pöten und wenn möglich mit zweierlei Brinndrod zu tractiren. Der Besuch darf bis zu den "Drei Königen" nur einmal geschehen und mit diesem Tage hört die Verbindlichkeit wieder auf, sofern nicht liebende Herzen in dieser Zeit einander gefunden.

— Wien. Neulich — so erzählt dem "Neuen Wiener Tageblatt" ein Leser — habe ich auf der Pferdebahn eine Scene beobachtet, die ich in der dem Felden angemessenen Manier wiedergeben möchte. Also: Gigerl springt in Tramwaywagen, setzt sich, nimmt Karte, steckt sie, wohin? . . . In die aufgestreckte Hufe. Publikum sieht ihn an. Gigerl, sehr befriedigt, denkt: Kolossal imponirt! Drei Minuten später. Kontrolleur: "Bitte um die Fahrarten!" Gigerl sucht in Handtasche, Hülfsrempel, Taschen — findet Karte nicht. Gigerl: "Mein Herr, ganz gewiß Karte genommen, vergeßen, wohin gesteckt. . . ." Kontrolleur: "Vedauere, neue Karte notwendig." Kontrolleur giebt neue Karte, Gigerl zahlt. Ein Marktweib, das Alles mit ansieht, zum Gigerl: "Gelt, junger Herr, so san noch nicht lang Gigerl?" Publikum lacht.

— Abgewunken. "Nicht wahr, Fräulein Ottilie, mein Neffe ist ein prächtiger Kerl?! Das wäre ein Mann für Sie!" — "Für mich! O, da täuschen Sie sich, Herr General! . . . Was nützt mir der Mann, der immer nur den Hof, aber nie ein Haus machen kann!"

Mittheilungen des Königl. Standesamts Eibenstock

vom 9. bis mit 15. Januar 1895.
Aufgebote: a. hiesige: Vacat. b. auswärtige: Vacat.
Eheschließungen: Vacat.
Geburtsfälle: Vacat.
Sterbefälle: 3) Der Barbierlehrling Emil Otto Groß hier, 17 J., 4) Suijanne Ellen, 2. des Kaufmanns Ernst Oskar Dahn hier, 5) R. 5 T. 6) Die Handarbeiterwitwe Christiane Friederike Rejner geb. Lüttes hier, 68 J., 7) R. 12 T. 8) Der Waldarbeiter Carl Friedrich Pöhlner in Wilsenthal, 78 J., 9) R. 8 T.